

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 33 (1939)
Heft: 12

Artikel: Die solidarische Kriegsschuld
Autor: Trautvetter, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-137454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ewig Gegenwärtige. Er ist die Fülle *vor* uns — gewiß! — aber er ist auch die Fülle *unter* uns. „Und der auf dem Throne sitzt, spricht: Siehe, ich mache alles neu.“

So ist Jesus die Revolution des Christentums und die der Welt, die wir beide brauchen, beide Eins geworden! So kommt er! Komm, Herr Jesus!

Leonhard Ragaz.

Die solidarische Kriegsschuld.

I.

Wir werden den Traum fast nicht los, daß es noch Friede sei.

Wir sind fast nicht wachzurütteln. Der Mensch weigert sich, an den Krieg zu glauben und sträubt sich, seine Tatsächlichkeit zu realisieren. Das mag seine tiefen Gründe haben, — aber es ist falsch. Man muß es dem Menschen jetzt in die Ohren schreien: der Friede, an dem du hängst und an den du glaubst, ist tot. Man hat ihn getötet. Der *Krieg* ist das, was jetzt lebt, — ihn hat man leben lassen — und wenn du das nicht siehst, bist du selbst kein lebendiger, zum mindesten kein wacher Mensch.

Das, was jetzt ernst zu nehmen ist, ist der Krieg. Wir haben die Werke des Friedens ernst genommen, wir haben die Ehrfurcht für das menschliche Schaffen, das Gestalten und Fördern des Lebens in uns genährt. Und heute?! Ist es nicht so, daß nur ein im tiefsten Grund unernster Mensch diese Dinge noch ernst nehmen kann? Es sei denn, diese Dinge täten das, was sie leider bisher nicht taten: sie erhöhen sich gegen den Krieg im Namen des Lebens, dem ehrlich zu dienen sie doch immer behauptet haben. Wenn sie das aber nicht tun — sie tun es immer noch nicht — sollen wir dann ihr mit dem Phänomen des Lebens sich abmühendes Theoretisieren, Philosophieren, Theologisieren noch ernst nehmen — wenn doch daneben die einzig zielbewußten Anstrengungen der Menschen darauf gehen, dem Tod in die Hände zu arbeiten? Wahrhaftig, die Werke des Friedens sind Spielerei geworden; und je ernster man sie noch nimmt, desto größer ist der Frevel. Es ist jener Frevel der „unnützen Worte“, über die ein besonderes Gericht ergehen wird. Sollen wir die Universitäten, die Forschung, die Literatur, die ganze sogenannte Kulturarbeit noch ernst nehmen in dieser Welt, für die gerade das charakteristisch ist, daß ihre Barbarei von keiner Seite her so wenig ernsthaft behelligt wird wie von der Seite des „Geistes“? Diese Geistigkeit nimmt sich ja selber nicht ernst, sondern begnügt sich mit einer vom Leben losgelösten, fiktiven Existenz, wenn sie sich nicht geradezu mit der Barbarei prostituiert. Das Letztere hat sie reichlich getan; Chemiker und Physiker, Juristen, Philosophen und Theologen haben den Krieg technisch und geistig ermöglicht. Die Aufgeklärten unter ihnen hat ihre Aufge-

klärtheit nicht gehindert, sich in den Dienst dieses dümmsten und finstersten Aberglaubens zu stellen, und die Gläubigen haben wenig Hemmungen gehabt gegenüber diesem blutigen Götzendienste.

Nun verschwinden die Fassaden gothischer Dome hinter Sandfäcken, und es wird nachgerade lächerlich, zu verkennen, daß die Sandfäcke unsere Zeit ehrlicher kennzeichnen als jene Zeugen alter, wirklicher Kultur. Man hat den Frieden nicht ernst genommen, nun sollte man wenigstens den Krieg ernst nehmen, — nämlich dadurch, daß man ihn in seinem alles andere zur Spielerei stempelnden Ernste sieht. Man sollte den Mut haben, unsentimental zu sein, indem man erkennt, daß eine Geistigkeit, die nicht den leidenschaftlichen Willen hat, gegen die Welt der Barbarei zu zeugen, wirklich nichts anderes ist als verächtliche Sentimentalität. Die Figuren, welche frühere Geschlechter in den Nischen gothischer Fassaden aufgestellt haben, die sich aufopfernden Heiligen, die Helden der Liebe und wirklichen Geistes, die Gekreuzigten — sie sind heute nicht zufällig durch Sandfäcke den Blicken entzogen. Ihr Verschwinden ist Symbol für die Tatsache, daß man sie ja längst nicht mehr gesehen hat und nicht mehr mit Ernst vor ihnen stand. Ueberflüssig beizufügen, daß sich diese bitteren Feststellungen nicht nur auf das in Stein gemeißelte „Wort Gottes“ beziehen, sondern auch auf das verkündigte.

Die Werte des Friedens — wir meinen damit alles, was wahrhaftig Leben ist, dem Leben dient und gegen den Tod gewendet ist — werden jetzt nicht dadurch gerettet, daß man den Krieg bagatellisiert. Uebrigens — wenn wir vom Kriege reden, dann reden wir nicht in erster Linie von der gegenwärtigen, mehr oder weniger akuten Situation, von dem jetzigen mehr oder weniger umfassenden und mehr oder weniger grauenvollen Kriegsgeschehen, sondern wir reden von dem Krieg überhaupt, von dem Krieg, der als eine nicht nur sozusagen, sondern ganz buchstäblich offiziell anerkannte Macht unter den Völkern da ist und zwar einstweilen noch unter allen, ganz gleichgültig, ob sie zufällig im „Frieden“ leben oder in kriegerische Aktionen verwickelt sind. Wir reden von dem Krieg, der unter die die Welt beherrschenden „Mächte und Gewalten“ gehört, von dem Krieg, der zu den geistig noch nicht bewältigten, geschweige denn überwältigten Gewalten gehört. *Diesen* Krieg meinen wir, wenn wir die Menschen beschwören, den Krieg nicht zu bagatellisieren, sondern zu erkennen, daß er das Realste unseres Lebens zu werden im Begriffe ist. Es handelt sich darum, zu begreifen, daß die Werke und Werte des Friedens unter der immer mehr alles überschattenden Kriegsrealität zu einem bloß schattenhaften, im letzten Grunde unwichtigen Dasein verblaffen. Wir stehen schon an dem Punkt, wo der Krieg zu der dominierenden Macht geworden ist, die allem menschlichen Tun eine neue Richtung gegeben hat, so wie der große Magnet die Dinge an sich zieht oder sie wenigstens zwingt, sich auf ihn hin auszurichten. Dieser Prozeß

ist schon weit gediehen. Schon ist es Illusion, zu meinen, daß die Völker Werte schaffen oder Werte sparen zur Erhöhung und Bereicherung des Lebens. Sie erzeugen schlechterdings nichts mehr anderes als Kriegsmittel und Kriegsreserven. Es ist bereits Sentimentalität, zu meinen, daß Mütter einfach Mütter seien, Dienerinnen des Lebens; sie sind solche, welche das Menschenmaterial hervorzubringen haben, das im Kriege gebraucht und verbraucht wird. Es ist nichts als Ahnungslosigkeit, zu glauben, daß die Erziehung der Kinder, die Ertüchtigung der jungen Generation um der Kinder, um ihres eigenen wertvollen, ja heiligen Lebens willen geschehe. Der Krieg setzt in all diesen Zusammenhängen den Ausdruck „heilig“ in ironische Anführungszeichen. Wirklich heilig ist nur er selbst, der Krieg. Die Aerzte sind nicht mehr Kämpfer gegen den Tod, sondern ihrem Wissen um die Heilung ist die völlige und furchtbare Wendung gegeben, daß sie dem Tode dienen müssen, indem sie dazu da sind, die Menschen instandzusetzen — und wieder instandzusetzen — zu töten. Die Priester sind nicht mehr Verkünder des göttlichen Heils für die Erde, der Liebe Gottes zu allem Lebendigen, sondern sie sind dazu da, die hereingebrochene, das Leben erstickende Finsternis mit dunklen Reden über eine dunkle Gottheit und ihr unerforschliches Walten zu begleiten. So ist das Schlagwort vom „totalen“ Krieg in einem viel umfassenderen als bloß strategischen Sinn Wahrheit geworden.

Denen, welche die Lust anwandelt, eine derartige Betrachtungsweise der Ueberspannung zu beschuldigen, möchten wir sehr ernstlich zu bedenken geben, ob die Gefahr des Menschen nicht viel mehr die ist, all diese Dinge viel zu matt zu empfinden und zu leicht zu nehmen, ihren letzten Sinn, der sich in jenen äußersten Konsequenzen enthüllt, zu übersehen. Wir haben zu begreifen, daß die Zeiten vorbei sind, wo der Mensch den Krieg sozusagen in der Hand hatte und mit ihm machen konnte, was er wollte, ihn wie einen Jagdhund nach Bedarf losließ und wieder zurückpiff. Der Mensch hat heute den Krieg nicht mehr in den Händen, sondern der Krieg hat den Menschen in den Händen. Der Mensch hat dieser Sache gegenüber die Herrenstellung eingebüßt, er ist ihr Sklave geworden. Es kommt nicht mehr auf den Menschen an und auf seine sinnvollen Lebenszwecke. Es regiert eine andere Macht, der am Menschen und an seinem sinnvollen Leben nichts liegt, weil sie *ihre* Triumphe auch über Massengräbern und Ruinen feiern kann.

Möchten diejenigen recht haben, welche behaupten, daß wir denn doch noch nicht so weit seien. Verantwortungslos aber wäre ihr Optimismus, wenn sie nicht erkannten, daß nur eine Wendung von klarster Bewußtheit und äußerster Entschlossenheit es verhindern kann, daß wir an jenes Ende gelangen. Auch wir sind nicht hoffnungslos. Aber es ist nur eines, wonach wir als nach einem Symptom der Hoffnung suchen: das ist das tiefe Erschrecken über das geschaute Gorgo-

nenantlitz des Nihilismus, das sich am Ende jenes Weges erhebt. Schon ist die konsequent nihilistische Parole ausgesprochen worden in unserer Zeit: „Wir leben um zu sterben.“ Der Sinn liegt in der Vernichtung selbst. „Und das mit Recht, denn alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht.“ Auch der Tod hat seine Lobpreiser und Apostel gefunden in unserer Zeit, und zwar der aktive, der mordende Tod.¹⁾

Das aber ist der Zusammenbruch alles Menschlichen und alles Göttlichen, das dem Menschen je ins Herz gegeben worden ist. Wenn wir von dieser Katastrophe noch nicht völlig betäubt sind, sondern sie noch als Katastrophe empfinden, dann — dann allein! — besteht noch Hoffnung. Dann ist wenigstens irgend etwas in uns, das noch frei ist. Dann ist der Krieg noch nicht mehr als unser Tyrann, der Macht hat über unsere Leiber, aber doch noch nicht der Dämon, der auch unsere Seelen knechtet. Dann ist ein geistiges Ringen mit der Katastrophe noch möglich.

II.

Das geistige Ringen mit der Katastrophe muß anheben mit der *Erkenntnis der Schuld*. Die Anerkennung dieser These hängt allerdings an zwei Voraussetzungen, zum ersten an der Anerkennung einer sittlichen Grundordnung der Welt und zum zweiten an der Ueberzeugung, daß solche Dinge wie Krieg und Frieden in der Hand des Menschen liegen, daß sie also nicht Schicksal sind, sondern Schuld.²⁾ Wir müssen in diesem Zusammenhang darauf verzichten, diese Grundüberzeugungen unter Beweis zu stellen. Auch derjenige, der bei Kriegskatastrophen schicksalhaftes Geschehen im Spiele sieht, wird kaum so weit gehen, zu behaupten, daß menschliche Schuld überhaupt nicht dabei beteiligt sei — so wenig wir unsererseits die Schicksalskomponente einfach bestreiten. Aber des Menschen Sache, seine heiligste Verpflichtung, ist, die Schuld auf sich zu nehmen, auch dann, wenn sie nur eine Teilursache der Katastrophe sein sollte.

Noch eine andere Vorbemerkung mag nötig sein. Man begegnet auf Schritt und Tritt zwei Arten, die Schuldfrage zu behandeln, die ihre Popularität dem Umstande verdanken, daß sie der Bequemlichkeit und Denkfaulheit entgegenkommen. Die eine Art schiebt die Schuld auf einzelne Individuen und kommt damit dem selbstgerechten und denkfaulen Bedürfnis nach einem „Sündenbock“ entgegen; die andere Art redet völlig unkonkret, verschwommen und darum völlig unernst von der allgemeinen Sündhaftigkeit als Ursache der Katastrophe. Diese Art entschlägt sich jeder ernsten Selbstprüfung, ja jeden wirklichen

¹⁾ Man lese dazu die tiefen Ausführungen von Margarete Susman: „Die geistigen Tragkräfte des modernen Kollektivismus“, Neue Wege Heft 7/8 1939.

²⁾ Das ist nur scheinbar ein Widerspruch zu der vorher geäußerten Ansicht, daß der Krieg der Hand des Menschen entglitten sei. Denn dann liegt die Schuld eben darin, daß er sich diese Sache entgleiten ließ.

Nachdenkens über die konkreten und direkten Zusammenhänge und erreicht deshalb niemals, daß sich jemand getroffen fühlt. Daß wir nicht in dieser Art von Schuld reden möchten, wird aus den folgenden Ausführungen hervorgehen.

Wir sind uns nun allerdings auch dessen bewußt, daß wir nur Andeutungen zu machen imstande sind. Die ganze Tiefe der Schuld zu ermessen und ihre verborgenen Zusammenhänge bloßzulegen, das übersteigt Menschenkraft, wenigstens die unfrige. Wir können nur hinweisen auf den Weg, von dem wir aber fest überzeugt sind, daß sich bei dessen Beschreiten die Wahrheit mit jedem Schritt deutlicher enthüllt.

Die Erkenntnis der Schuld bedeutet die erste Voraussetzung für die geistige Bewältigung der hereingebrochenen Katastrophe. Umgekehrt schließt die Unklarheit und Selbsttäuschung bezüglich der eigenen Schuld jede Verfinsterung in sich. Es ist ja auch im Individuellen so: die Seele, die ihre Schuld nicht erkennt, verfällt der Dumpfheit. Es wäre wohl Anlaß, die Frage zu stellen, ob vielleicht in diesem psychologischen Gesetz die Erklärung liegt für die sich heute aufdrängende bedrückende Feststellung, daß die Menschheit auf die gegenwärtige Katastrophe mit einem auffälligen Maß von Dumpfheit reagiert. Das mag individuell sehr verschieden sein; bei den Einen ist es wie Betäubung, aus der sie nur langsam aufwachen, bei andern aber bleibt das Aufwachen aus. Wir reden dabei nicht von einer Sache der Nerven. Es ist ja möglich, daß in einer Zeit wie der unfrigen die Nerven ohne unsere Schuld der Abstumpfung ausgesetzt sind. Was aber niemals statthaben darf, das ist die Abstumpfung der *Gewissen*. Sollten wir auch diese konstatieren müssen, dann wäre die Ursache in jener verfinsternden Wirkung zu suchen, welche unerkannte und unvergebene Schuld auf den Menschen hat.

So stellen wir denn die konkrete Frage: Wie und wann sind wir an der gegenwärtigen Katastrophe schuldig geworden? Und wir geben die konkrete Antwort: Die Schuld liegt in dem, was wir am Ende des Weltkrieges von 1914 bis 1918 getan oder nicht getan haben. Die zeitliche Fixierung der Schuld geschieht nicht nur, um die Konkretheit der Antwort zu sichern, sondern sie bringt die wichtige Wahrheit zum Ausdruck, daß das Gebot Gottes nicht vor allem in formulierten Moralgeboten dem Menschen entgegentritt, sondern in der Forderung von konkreten, in einer bestimmten Stunde an ihn herantretenden Entscheidungen. In solchen Stunden zu versagen, das ist die große, höchste Segnungen verfluchende und furchtbaren Fluch herabbeschwörende Schuld. So muß es uns denn auch klar sein: Trotzdem die Schuld, Krieg zu führen, eine Schuld ist, die durch die Jahrtausende mit dem Menschengeschlecht gegangen ist, und trotzdem diese Schuld längst als solche zu erkennen war, schon als der Fluch über Kain ausgesprochen wurde: „Siehe das Blut deines Bruders schreit vom Erdboden zu mir empor“, trotzdem es eine Schuld ist, die von den geschriebenen Ge-

letzestafeln zu lesen war und die sich im Hinblick auf ihren Meister erdrückend auf die Seele der Christenheit hätte legen müssen, trotzdem bedeutet es nun eine mit keinem Maß zu messende Steigerung der Furchtbarkeit dieser Schuld, daß dieselbe Generation einen Krieg verschuldet, die das letzte vierjährige Morden miterlebt hat. Das ist die Schuld: daß wir die Millionen, die damals starben, umsonst sterben ließen. Denn der Gedanke und Aufschrei, die Beschwörung und das Gelöbniß aller, die in jenem Grauen zur Wahrheit aufgewacht waren, war immer nur dieses Eine, daß dies das letzte Mal sein müsse, daß es sich nie, nie mehr wiederholen dürfe. Und die, welche so empfanden und schwuren, hatten nicht nur irgendein allgemeines Moralgebot begriffen, sondern die lebendige Forderung des lebendigen Gottes. „Was haben wir eigentlich alle verbrochen“ — so schreit einer auf — „daß wir hier schlimmer als Tiere herumgehetzt, frieren, verlaufen, mit zerlumptem Zeug laufen wie Zigeuner und zum Schluß umgebracht werden wie Ungeziefer?“ . . . „Krieg dem Kriege! Mit allen Mitteln gegen ihn ankämpfen! Das wird meine eifrigste Aufgabe sein, falls der gütige Weltenlenker mir ein frohes, gesundes Wiederkehren vergönnt.“ Der dies gelobt hat, ist nicht wiedergekehrt; aber was sind wir, wenn wir sein Gelübde mit den Ueberresten seines Leibes begraben haben! Ein anderer, der auch gefallen ist, schreibt schon am 24. September 1914 — es war ein freiwillig und begeistert Ausgezogener, der aber sehr rasch zur Wahrheit aufgewacht ist —: „Ich finde den Krieg etwas so Fürchterliches, Menschenunwürdiges, Törichtes, Ueberlebtes, Verderbliches, daß ich mir fest vorgenommen habe, wenn ich aus dem Krieg heimkehre, mit aller Kraft alles zu tun, was ich kann, damit es in Zukunft so etwas nicht mehr geben kann.“ (Die Stellen stammen aus den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“, Seite 162 und 109.) So haben sie einst aufgeschrieben, die alles, bis zum Tode, erlitten hatten. Und wir, die wir es nicht erlitten haben, die wir — auch wenn wir etwas davon erlitten hätten — doch das Leben behielten, womit haben wir für unsere Verschönerung bezahlt, was haben wir aus ihren Schwüren gemacht! Ist es nicht so, daß man kaum mehr an diese Dinge zu erinnern wagt? An gebrochene Gelübde läßt man sich nicht gern erinnern. Und ihre Gelöbniße waren doch auch die unfriegen; sie sind das heilige Vermächtnis unserer sterbenden Brüder — und wir haben ihm nicht Treue gehalten. Hier liegt die große Schuld!

III.

Die rasch eintretende Folge dieser Schuld war das Zurücksinken in die tausendfache Lüge über den Krieg. Jene Geopferten waren zur Wahrheit aufgewacht gewesen, und sie hatten auch uns an die Wahrheit herangeführt. Einen Augenblick lang stand auch vor unseren Augen die schleierlose Wirklichkeit des Krieges. Aber wir haben es nicht festgehalten, und sofort waren wieder die Schleier und Nebel,

all die Lügen über das Wesen des Krieges da. Das Reden über den Krieg verlor wieder die lebendige und ungeschminkte Wahrhaftigkeit und erstarrte wieder in wirklichkeitsfernen Formeln und Redewendungen, die nichts mehr ahnen ließen von dem Grauen, das der Sache anhaftete, von der man sprach. Während ein Dunant die Schrecknisse von Solferino ein Leben lang nicht mehr vergaß, während eine Florence Nightingale von den Visionen aus den Lazaretten von Skutari verfolgt wurde bis an das späte Ende ihrer Tage, während eine Berta von Suttner mit einer beispiellosen Zähigkeit und Unbeirrbarkeit festhielt an dem, was sie erkannt hatte, trotz allem Hohn einer verblendeten und unreifen Zeit — haben wir, die wir Zeitgenossen eines ungleich furchtbareren und gesteigerten Grauens gewesen sind, die Sache langsam — nein, unbegreiflich rasch! — verdämmern lassen und sind wieder in ein oberflächliches, herz- und phantasieloses Schwatzen über das Kriegs- und Friedensproblem eingeschwenkt.

Was damals hätte kommen müssen, wäre das gewesen, was sehr zutreffend mit dem Wort „Achtung des Krieges“ bezeichnet worden ist. Es ist ja bekanntlich sogar zu einer förmlichen, juristischen Formulierung dieses Gedankens gekommen; ein „Kriegsächtungspakt“ wurde aufgesetzt und von Regierungen unterschrieben, vielleicht sogar von Parlamenten ratifiziert. Aber, diese Achtung lebte nicht in den Herzen der Völker. Die Waffe hätte Abscheu einflößen müssen, so gut wie irgendein Folterwerkzeug, wie Victor Hugo einmal gesagt hat. Es hätte sich in der Seele jedes Mannes der Widerstand erheben müssen, gegen die ungeheuerlichen Zumutungen, die ihm der Krieg stellt, diese Zumutungen von Brutalität und Unmenschlichkeit, von Hinterhältigkeit und Unritterlichkeit, wie sie der Handhabung der modernen Waffe wesensmäßig anhaftet. Dieser seelische Widerstand ist nicht zum Durchbruch gekommen. Fast eher das Umgekehrte scheint eingetreten zu sein. Während die Menschen vor den primitiv-brutalen Waffen, mit denen unsere Vorfahren einander die Schädel zertrümmerten und die Leiber aufschlitzten, ein gewisses Grauen empfanden, lernten sie den ausgestellten Querschnitt einer Granate mit Zeitzünder und unvorstellbar wirkfamer Sprengladung mit ruhigem Interesse betrachten, und keinem tauchte eine Vision von zerfetzten Männern oder auch Kindern auf, wenn sie diese glattpolierten Präzisionsmaschinen des Mordes und der Vernichtung bestaunten.

Als der Friede geschlossen war, hätten sich die Völker in tiefem Entsetzen abwenden müssen von all dem, was der Wahnsinn und die Raserei des Krieges an satanischen Morderfindungen hervorgebracht hatte. Das ist nicht geschehen. Nur vereinzelt schrie dieses Entsetzen auf. Die Völker blieben stumm; sie verpaßten ihre Stunde. Und nun geschah das, was logischerweise geschehen mußte: der Kriegsdaemon enthüllte sein letztes Grauen. Weil ihm auch jetzt nichts entgegentrat, gab es keine Hemmungen mehr.

Das Morden legte sich keinerlei Schranken mehr auf. Es war nun in *jeder*, auch der scheußlichsten und feigsten Form erlaubt. Den Waffenschmieden gefellten sich die Laboratorien bei. Das ritterliche Schwert, die weniger ritterliche Kugel wurden nun weit übertroffen durch wirksamere Methoden. Man ließ die braven und tapferen Soldaten, für die man sonst so viel Sentimentalitäten übrig hatte, in Gasen ersticken; man ließ ihre Lungen verätzen und ihre Gesichter durch das flüssige Feuer der Flammenwerfer häuten. Und man schwieg dazu. Die Völker erhoben sich nicht für ihre Söhne.

Und das Morden griff über von der Front auf das Hinterland; es erwählte auch die Wehrlosen zu seinen Objekten. Auch Frauen und Greise mußten nun in Gasen ersticken und Kinder wurden zerfetzt. So verlangte es der Fortschritt der Strategie und Bewaffnung.

Und noch immer erhob sich nicht der entsetzte Aufschrei der Völker. Wenn er sich aber vereinzelt erhob, dann wurde er von Regierungen und Behörden nicht gerne gehört, vielleicht sogar gesetzlich unterbunden oder moralisch erstickt. Es war nicht ratsam, den Leuten über diese Dinge die Augen zu öffnen, sie vor Illusionen zu warnen, ihnen ihre ganze hoffnungslose Preisgegebenheit vor Augen zu malen und an behördlichen Schutzmaßnahmen Zweifel zu äußern. Wer den Krieg entlarvte, wurde zum Verbrecher gestempelt. Die Regierungen taten dies und das zum Schutz des Volkes. Vieles taten sie in guten Treuen, Vieles, dessen Nutzlosigkeit offensichtlich war, taten sie, um das Volk zu beruhigen, aber vom Kampf gegen den Krieg selbst wollten sie nichts wissen.

Wir können nicht die ganze tragisch-schuldhafte Entwicklung der seelischen Einstellung zum modernen Krieg schildern, sondern nur auf das erschütternde Resultat dieser Entwicklung hinweisen, das wir nun vor Augen haben: es ist ungefähr das Gegenteil von Achtung und Abscheu. Sehr anschaulich, erschütternd eindeutig ist das zum Ausdruck gekommen in der begeisterten Akklamation, mit welcher bei den „Wehrvorführungen“ (anlässlich der Schweizerischen Landesausstellung 1939) die Explosionen der Geschosse begleitet wurden von einer Menge armer, phantasielofer Menschen, die darin eine Leistung des eigenen Volkes und seines „Wehrwillens“ bestaunten, nicht einmal so viel Phantasie aufbrachten, zu bedenken, daß diese selben bewunderten Mordmaschinen mit der gleichen grauenhaften Zerstörungskraft *gegen* sie und ihre Lieben gerichtet sein würden, wenn wirklich der Krieg käme, und daß diejenigen, gegen die sich zu rüsten sie Grund zu haben meinen, es in *diesen* Dingen leichtlich noch weiter gebracht haben. So erstarb die Parole „Nie wieder Krieg“, die wir allen im letzten Krieg verstümmelten und getöteten Opfern schuldig waren, die wir von ihren sterbenden Lippen abgenommen hatten — sie erstarb, bevor sie recht lebendig geworden war.

Und an ihrer Stelle wurde das Stichwort vom „Wehrwillen“ aus-

gegeben. Es ist bezeichnend und verhängnisvoll, daß die Parole „Wehrwille“, die mit so viel Erfolg lanciert wurde, den Ausdruck „Landesverteidigung“ ersetzt hat. Man hatte offenbar das Gefühl, daß das Wort „Landesverteidigung“ zu passiv, zu wenig aufrüttelnd sei, und wollte mit dem Begriff des „Wehrwillens“ Aktivität und Entschlossenheit zum Ausdruck bringen. Aber man verfiel damit wieder der Phrase und der Waffenromantik, die in dieser Sache nie mehr hätten Platz greifen dürfen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man zu der alten Methode der Beraufschung griff, die man von jeher für nötig hielt, wenn es galt, die Völker über die Scheußlichkeit des Krieges hinwegzutäufchen, — daß man dazu griff, gerade weil jetzt eine tötliche Ernüchterung unheimliche Fortschritte zu machen schien, sogar in höchste Offizierskreise hineindrang und ihnen — endlich! — das Bekenntnis der Menschenunwürdigkeit des Krieges abrang. Als sich die Dinge so weit entwickelt hatten, daß von einem Schutz der Heimat, von einer Fernhaltung des Krieges vom geliebten Heimatboden, von einer Bewahrung von Weib und Kind durch militärische Mittel nicht mehr die Rede sein konnte, weil das Erscheinen von Bomber-Geschwadern zu verhindern nicht möglich war, da konnte doch nichts anderes mehr geschehen, als daß die Völker nach verheißungsvolleren Wegen aus der Bedrohung heraus zu fragen begannen. Auf den Gesichtern aller derer, welche diese Dinge wachen Geistes begriffen, war die Frage zu lesen: Wo finden wir nun Schutz für uns, für unsere Frauen, unsere Kinder? — Die offizielle Antwort lautet: In Gasmasken und abgestützten Kellern!! Und die Belege für die Ernsthaftigkeit dieser Antwort lieferte die zeitgenössische Geschichte, die Berichte aus Spanien, China und den polnischen Städten und Dörfern. Das heißt: in dem Momente, wo sich alle bloß militärischen Maßnahmen als für die Landesverteidigung unzulänglich erwiesen (was in keiner Weise einen persönlichen Vorwurf für irgend jemanden bedeutet, sondern in der Natur der Sache, wie sie sich nun einmal entwickelt hat, liegt), gab man die Parole vom Wehrwillen aus, welcher die tragische Illusion erweckt, als ob — sogar für kleine Völker — die Rettung in rein militärischer Einsatzbereitschaft liege.

Es gibt allerdings ein von den Befürwortern des „Wehrwillens“ angeführtes sehr ernstes Argument: es ist der Hinweis auf die neue Situation, die entstanden ist durch das Aufkommen der Diktaturen. Es erscheint wie feiger Defaitismus, wenn angesichts dieser Bedrohung der kleinen Völker und ihrer Freiheit auf die Fragwürdigkeit der militärischen Verteidigungsmöglichkeiten hingewiesen wird. Ist denn diese Bedrohung nicht derart unerträglich, daß ein Volk schließlich dazu kommen kann, zu sagen: auch die aussichtsloseste Verteidigung, ja sogar der Untergang wäre der Unterwerfung vorzuziehen? Wir glauben sagen zu dürfen, daß wir für diese Haltung volles Verständnis haben. Es ist ein großes Mißverständnis, zu glauben, daß ernst zu

nehmende Kriegsgegnerschaft etwas zu tun habe mit Feigheit und leichtherziger Preisgabe der Freiheit. Der Wille zur wirklichen Landesverteidigung und zur Freiheit ist sogar eines der Hauptmotive unserer Kriegsgegnerschaft. Diese Behauptung erscheint nur dem paradox, der sich noch nicht aus dem Nebel der oberflächlichsten Schlagworte herausgearbeitet hat. Wir können in diesem Zusammenhang nur das eine wiederholen: Hüten wir uns bei diesen Fragen vor nichts so sehr wie vor den berauschenden Phrasen. Es gibt Dinge, die man erst in dem Moment, wo man sie zur Tat werden läßt, auch in Worte kleiden darf. Wer sich mit den Worten auf den Lippen: „Lieber tot als Sklav!“ oder „Bis zum letzten Blutstropfen“ in Kampf und Tod hineinbegibt, der hat das Recht auf diese stolzen Worte. Bezeichnenderweise pflegt aber gerade der auf sie zu verzichten. Um so fragwürdiger ist ihr Gebrauch durch Staatsmänner, Parlamentarier, Journalisten und andere Hinterlandstheoretiker. Wir verachten die Arbeit dieser Leute keineswegs — haben wir uns selbst ja auch unter ihnen einzureihen —, aber den Gebrauch heroischer Phrasen sollten sie sich ein für allemal verbieten. Sonst hätte man das Recht, ihnen den unerhört schweren Vorwurf zu machen, daß sie andere in den Tod hetzen und mit dem Blut der Wehrfähigen verantwortungslos umgehen. Daß das in der Geschichte oft genug geschehen ist, ist nur ein Beweis mehr dafür, wie oft man zu dem fluchwürdigen Mittel der Berauschung griff, um die Völker auf die Schlachtfelder zu hetzen.

So oft hat die wehrfähige Jugend der Völker die Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit der Staatsmänner und Diplomaten, die Geistverlassenheit der geistigen Führer und den Verrat der Priester an ihrem Gott mit ihrem Blute bezahlen müssen, wobei diese Verantwortlichen immer bei der Hand waren, ihr Fiasko mit einem berauschenden Wort zu verhüllen.

Wieder stehen wir vor einem solchen Fiasko, vor einer Lage, über der das tragische „Zu spät“ geschrieben zu stehen scheint. Die Parole „Wehrwille“ von seiten der Nicht-Krieger ausgegeben, bedeutet das Offenbarwerden, leider aber nicht das demütige Eingeständnis dieses Fiaskos. Eigentlich müßte es lauten: „Jetzt kommt ihr an die Reihe, ihr Soldaten, denn wir haben nichts fertig gebracht, wir waren nicht imstande, eine Ordnung des Friedens und des Rechtes in der Welt zu schaffen.“ Wir sind durchaus bereit, der Parole „Wehrwillen“ Ehrerbietung entgegenzubringen, wenn sie von denen ausgegeben wird, die im Begriffe sind, sie in die Tat umzusetzen; aber wir verachten diese Parole, wenn sie von solchen kommt, die nicht in der Lage sind, dafür ihren persönlichen Einsatz zu leisten — die aber etwas anderes, in seiner Art auch Großes und Tapferes hätten tun können und tun sollen. Wir vergessen dabei nicht, daß auch hier die Schuld nicht nur auf Einzelnen lastet, sondern solidarisch ist, und wir würden uns den Ton der bitteren Anklage nicht anmaßen, wenn nicht eben statt der

Befinnung auf die gemachten Fehler die Parole des „Wehrwillens“ in die Welt hinausgerufen würde, als ob es sich um eine berauschende Errungenschaft handelte, wenn wir es so weit gebracht haben, daß zur Rettung der Freiheit keine anderen Mittel mehr übrig bleiben als die kriegerischen. Demgegenüber ist mit unerbittlicher Nüchternheit darauf hinzuweisen, daß diese Mittel für die kleinen Völker kaum mehr eine Verheißung des Erfolges in sich tragen und daß die Notwendigkeit ihrer Anwendung immer einen Bankrott der Staatskunst, der Rechtsidee, der Kultur, der Religion und überhaupt alles Menschlichen bedeutet.

Es handelt sich um ein Erwachen aller zur Verantwortung für die Schaffung des Friedens. Clémenceau soll einmal den Ausdruck getan haben, der Krieg sei eine zu ernste Sache, als daß man ihn den Militärs überlassen könnte. Wenn man diesen Ausdruck seiner Paradoxie und Boshaftigkeit entkleidet, so enthält er die Wahrheit, die wir herauszuarbeiten versuchten, nämlich: daß der Begriff der Landesverteidigung nicht zum Begriff des „Wehrwillens“ verengt werden darf, sondern daß er zu erweitern ist zum Begriff des Friedensaufbaues. Die erste und ernsteste Aufgabe der Landesverteidigung muß die Bekämpfung des Krieges sein. Das erfordert eine völlige Neuorientierung der Aufgabe des Staatsmannes, denn bis jetzt war für den durchschnittlichen Staatsmann die Pflege des „Wehrwillens“ alles und der Aufbau einer Friedenswelt nichts. Die durchschnittlichen Staatsmänner haben den Völkerbund nicht ernst genommen, so wenig wie ihre Völker, und dadurch sind sie schuldig geworden. Es ist möglich, daß jetzt die Ohren offen sind für diese Anklagen, denn jetzt, in der Stunde der Katastrophe und Gefahr, erkennen viele die Wahrheit und erheben den Ruf nach einem übernationalen Recht und einem wahren Völkerbund. Aber wir tun gut, zuerst einmal die Schuld, die wir am alten Völkerbund begangen haben, wirklich zu erkennen. Vor allem haben wir zu begreifen, daß der Krieg bis auf diesen Tag eine offiziell anerkannte Methode gewesen ist, *nicht* geächtet, *nicht* als Verbrechen gebrandmarkt, *nicht* gestürzt. Darum genügt es nicht, ein „friedlich gesinntes Volk“ zu sein und nichts gegen den Krieg zu tun. Wer nur friedlich gesinnt ist und nichts gegen den Krieg tut, der läßt den Krieg in der Welt bestehen; er muß aber moralisch geächtet und organisatorisch verunmöglicht werden.

IV.

Wenn wir die solidarische Schuld der Völker an der heutigen Katastrophe schildern, können wir nicht vorübergehen an der *Schuld des Christentums*. Es wird heute davon auffallend wenig geredet. Vor fünfundzwanzig Jahren ist sehr viel mehr darüber geredet worden. Man hat damals von einem Bankrott des Christentums gesprochen, mindestens von einem Verfall. Wie ist es zu erklären, daß diese

Vorwürfe heute nicht ebenso laut, oder noch viel lauter ertönen? Es gibt Kirchenmänner, die sich darüber freuen, weil sie offenbar geneigt sind, das Verstummen dieser Vorwürfe als deren Zurückziehung anzusehen. Daran glauben wir nicht, sondern es scheint uns, daß es sich um etwas viel Traurigeres handelt. Es kommt uns vor, man habe von den Kirchen überhaupt nichts mehr erwartet. Das Allertraurigste ist aber, daß die Kirchen selber nichts mehr von sich erwartet und gefordert haben. Wenn das wahr ist, dann ist es allerdings nicht mehr rätselhaft, daß die andern ohne jede Enttäuschung — weil eben ohne jede Erwartung — an den Kirchen vorübergehen. Um so größer aber ist das Rätsel, daß die Kirchen selber in dieser Weise abgedankt haben sollen. Ist denn die hinter uns liegende Zeit nicht eher eine Zeit gewesen, in der die Kirchen ihr Ansehen vermehrt und ihren Einfluß in der Welt ausgedehnt haben? Ja, es scheint, daß dies der Fall gewesen ist. Aber worin liegt denn die Erklärung dieses Widerspruchs? Wir müssen darauf die Antwort geben: Die Kirchen haben ihren Einfluß in der Welt vermehrt, indem sie die Spannung zwischen sich und der Welt vermindert haben. (Allerdings sollte man in diesem Fall wohl eher von Vermehrung der Beliebtheit als des Einflusses reden.) So haben sie unter anderem auch die Spannung zwischen Krieg und Evangelium vermindert. Während und nach dem Kriege von 1914 bis 1918 wurde diese Spannung auch innerhalb der Kirche mit größter Schärfe empfunden. Man war nahe daran, sie nicht mehr zu ertragen. Immer wieder wurde mit den Problemen Christus und der Krieg, Bruderschaft und Krieg, Gottesreich und Krieg gerungen. Es ließ einem keine Ruhe mehr. Man beunruhigte die Welt damit. Man trat in Kämpfe ein. Einzelne gingen ins Gefängnis, weil ihr Gewissen sie nötigte, die Spannung auf eine individuelle Weise zu lösen und ihrerseits jede weitere Beteiligung am Kriegssystem zu verweigern. Es standen große Kämpfe bevor. Es mußte schließlich die Frage auftauchen, ob nicht vom Evangelium her eine entscheidende Erhebung der Menschen gegen das Kriegswesen einsetzen müsse.

Da trat der Rückschlag ein. Wie soll man ihn erklären? Es mag Vieles zusammengewirkt haben, aber das Entscheidende ist bei solchen Rückschlägen immer das menschliche Urbedürfnis nach Ruhe und „Frieden“. So auch hier. Man wich vor diesen Kämpfen zurück. Nicht irgendwelche theologische Theorien oder gar biblische Einsichten waren entscheidend, sondern das psychische Bedürfnis. Derjenigen Theologie und Bibelauslegung, welche diesem Bedürfnis entgegenkam, mußte der Sieg zufallen — besonders dann, wenn sie ihre, der Müdigkeit entgegenkommenden Theorien gut einzukleiden verstand. So griff man nach den Jahren der Spannung und angesichts kommender realer Kämpfe mit beiden Händen nach einer Theologie, welche in geistvoller Weise einen müden Pessimismus vortrug, immer und immer wieder das eine Thema von der Sündhaftigkeit des Menschen abwan-

delte und innerhalb dieser fündigen Welt dem Krieg seinen legitimen Platz anwies. Denen, welche glaubten, gegen die Ordnungen des Unrechts und der Gewalt ankämpfen zu müssen, wurde die einleuchtende Vorhaltung gemacht, daß es doch wohl kaum Aufgabe des Menschen sein könne, auf Granit zu beißen, und entspannt und beruhigt zogen sich daraufhin Viele von dieser wenig erfolgversprechenden Beschäftigung zurück. Auch wurde den Leuten gesagt, daß es gegen die christlich-demütige Einsicht in die eigene Sündhaftigkeit verstoße, wenn man gegen irgendwelche Dinge Protest erhebe und ankämpfe, und unter Geltendmachung der Relativität aller menschlichen Gerechtigkeit wurden diejenigen, welche sich für das Recht einsetzten, neben diejenigen gestellt, welche offenkundiges Unrecht vertraten. Wenn aber der Gegensatz zwischen Recht und Unrecht doch immer nur ein relativer sein konnte, dann hatte es keinen Sinn, Entscheidungen zu fällen und Taten wichtig zu nehmen. Entscheidungen, Stellungnahme — das gab es nur noch in der dogmatisch-kirchlichen Sphäre. Anstelle des Kampfes gegen das Unrecht trat der gegen die Ketzerei. Der Welt und allem Unrecht gegenüber erfolgte jene beispiellose Abdankung der Kirche. Immer konsequenter schwieg sie zu allem, zu jeder Schändung und Vergewaltigung von Menschen und Völkern. Dabei erstickte sie die Ahnung ihres Verfallens und Ungehorsams dadurch, daß sie verdächtig viel und in verdächtig hohen Tönen von ihrer erfolgten Wiedergeburt zu wirklichem Kirchenbewußtsein und zur Erkenntnis des „Zentralen“ redete.

Diese Zeit der schweigenden Kirche ist die Zeit, in der das Angesicht der Erde durch ein Maß von Grauen und Unmenschlichkeit geschändet wurde, wie es wenig frühere Epochen aufzuweisen haben. Es liegt nahe, zwischen diesen beiden Erscheinungen einen Kausalzusammenhang herzustellen. Viele werden in dem Gedanken, daß die Haltung der Kirche die Herrschaft der Unmenschlichkeit und die Vorbereitung des zweiten Weltkrieges mit verursacht habe, eine Ueberschätzung der Bedeutung der Kirche sehen. Aber auch wenn man die Abdankung der Kirche nur als eine der weniger bedeutenden Ursachen unter viel wesentlicheren gelten ließe, so wäre ihre, gerade *ihre* Schuld von unendlicher Tiefe und müßte sie tiefer erschüttern als irgend etwas anderes. Denn es *mußte* vom Evangelium her eine Leidenschaft aufspringen gegen den Krieg. Die Kirche *mußte* hier deutlich reden. Sie mußte *darüber* reden, und nicht über andere Dinge. Dieses Müßten kam von Gott her, es war nicht Menschenmeinung, es war der Ruf dessen, der jene zehn Millionen Gefallener des letzten Krieges als seine Söhne anerkannte und ihre Leiden nicht vergessen wissen wollte. Die Kirche hätte dieses an sie ergangene Wort Gottes vernehmen müssen. Aber sie hatte keine Fähigkeit stärker eingebüßt als die, das lebendige Wort Gottes zu vernehmen, trotzdem sie gerade in dieser Epoche von nichts so viel redete wie von ihrer Gebundenheit an Gottes Wort.

Ja, sie hatte sogar verlernt, die Bibel zu lesen; denn in jenem Buch gibt es keinerlei Abdankung und Schweigen gegenüber dem Unrecht und keine Preisgabe der Friedenshoffnung. Daß die Kirche das Wort Gottes verachtete, daß sie sich ihre Themata selbst wählte, daß sie den Eifer für Recht, Gerechtigkeit und Frieden hochmütig beiseite schob, daß sie es vorzog, mit tiefsinnigen theologischen Gedankengängen beschäftigt, an den geschlagenen und erschlagenen Brüdern vorbeizugehen, das ist ihre Schuld. Wird sie sie jetzt erkennen? Oder wird sie wiederum nur darnach trachten, ein Evangelium herzustellen, das unberührt und unerschüttert, kampfflos und anerkannt, in einer Welt existieren kann, in der sich die Menschen wie Raubtiere anfallen?

V.

Noch eines muß erwähnt werden, wenn wir den Schuldkomponenten nachgehen, die zu der heutigen Katastrophe geführt haben. Es betrifft diejenige Sache, die im offensichtlichsten und aktuellsten Kausalzusammenhang mit dem Kriegsausbruch steht, es ist die Schuld — die absolut *solidarische* Schuld! — am Hochkommen des Faschismus und des Hitlertums.

Machen wir uns in aller Kürze das Wesentliche klar. Was ist Krieg? Krieg ist das „Gesetz des Dschungels“, das Fehlen des Rechtszustandes und des Willens zum Recht. Die Ueberwindung des Krieges hätte — wenn wir von allen andern menschlich-sittlichen Problemen absehen — in einem siegreichen Vordringen des Rechtsgedankens in die internationalen Beziehungen hinein bestehen müssen. Und nun sind in der Nachkriegszeit diese Systeme aufgekommen, deren wesentliche Bedeutung in der Ersetzung des Rechtes durch die Gewalt liegt. Nicht das, was diese Systeme zustandebringen, ist das Wesentliche, sondern, daß sie es durch Gewalt zustandebringen, daß jede Opposition, jede freie Meinung, jede Kritik einfach zertreten wird. Es ist nichts anderes als die außenpolitische Konsequenz der auf Gewalt aufgebauten Innenpolitik, daß dieses System von Anfang an den Krieg verherrlichte, proklamierte und schließlich praktisch „erklärte“ oder auch ohne Erklärung begann — den Frieden aber und das Recht des Kleinen verhöhnte. Das alles ist vor unseren Augen und Ohren geschehen, wie es ja auch in der denkbar hemmungslosesten Offenheit der Welt in Aussicht gestellt worden war. Und nun ist die Sache zum vollen Ausbruch gekommen und zum unmittelbaren Anlaß der Katastrophe geworden. Und nun zeigt alles mit Fingern auf diese „Schuldigen“.

Wer sind die Schuldigen? *Wir* sind die Schuldigen. Diese Leute, die man jetzt als die großen Schuldigen erklärt, diese Menschen, von denen keiner auch nur eine Spur von Größe an sich hat, diese mittelmäßigen Figuren sollten die Kraft gehabt haben, eine auf ganz anderen, besseren Grundlagen aufgebaute Welt aus den Angeln zu heben?! Nein, das ist eine *solidarische* Leistung der Völker!

Ich brauche die ganze erbärmliche Bewunderung, die man diesen Leuten gezollt hat, nicht zu schildern, und dann die ebenso erbärmliche Duldung. Nun haben sie uns den Krieg gebracht, und wir empören uns. Wir hätten uns etwas früher empören sollen. Denn diese Leute haben ja längst Krieg geführt, wirklichen Krieg, wenn Krieg doch seinem Wesen nach Ersetzung des Rechtes durch die Gewalt ist. Sie haben Krieg geführt gegen ihr eigenes Volk, gegen ihre Opposition, gegen ihre Minderheiten, gegen den Geist, gegen Christus. Es war weder in ihren Absichten noch in ihren Methoden etwas anderes als Krieg. Sie haben gemordet, gefangen genommen, wie man es im Kriege tut. Und das von Anfang an! Und man hat nichts dagegen gehabt. Eine unfähliche moralische Stumpfheit ist bei allen Völkern zutage getreten. Eine Unfähigkeit, sich über Unrecht zu empören, sich für Recht und Freiheit auch nur zu erwärmen. Ein tiefer Unglaube, eine jämmerliche Untreue gegenüber den eigenen Idealen. Da liegt die große Schuld. Und jedes Volk hat sie auf sich zu nehmen.

VI.

Für uns Schweizer besteht heute noch ein besonderer, ein erschütternder Grund, ganz besonders an diese unsere eigene Schuld zu denken: die andern, England und Frankreich, die Söhne und die Väter, die Frauen und Mütter Frankreichs und Englands sind im Begriffe, die Folgen ihrer — und *unserer* Schuld! — in ungleich schwererer Weise zu tragen, als wir sie tragen müssen. Vielleicht beeilen wir uns, festzustellen, daß wir dafür nichts können, daß es sich hier um den Gang der Weltgeschichte handelt, den zu lenken ja nicht in unserer Macht steht. Und auch wir möchten ja in der Tat nicht leugnen, daß es auch in der Geschichte der Völker Führungen gibt, die allen menschlichen Reflexionen und Entscheidungen entzogen sind. Es kann also wirklich so geordnet sein, daß die einen Völker mehr in die Brennpunkte des Geschehens hineingestellt sind als die andern, daß in räthelhafter und unerforschlicher Weise die gleiche Schuld an den einen furchtbarer heimgesucht wird als an den andern. Aber wehe den Leichtertragenden, den unverdient Verschonten, wenn sie, um dieses ihres milderer Geschickes willen sich von dem Bewußtsein der Mitschuld weniger bedrücken ließen! Gerade das Gegenteil muß geschehen. Denn die Leidenden sind die von der Schuld Entlasteten, sie sind daran, zu sühnen, und haben darum auch ein Anrecht darauf, daß ihnen gegenüber mit der Anklage zurückgehalten wird, ja daß sie verstummt. Auf die andern aber, die unverdient Verschonten, muß sie mit unverminderter Schwere drücken, so lebendig, daß in ihnen ein übermächtiges Verlangen nach der Sühne aufsteigt. Daß Sühne sein muß, das ist eines jener gottgeordneten Gesetze, dem sich auch die Völker nicht entziehen können, wenn sie nicht dem moralischen Tod verfallen wollen. Allerdings glauben wir, daß die *Art* ihrer Sühneleistung von

den Völkern nicht einfach selbst gewählt werden kann, daß es darum der Schweiz bestimmt sein könnte, die Sühne *ihrer* Mitschuld an der gegenwärtigen Katastrophe auf eine andere Art zu leisten als Frankreich und England sie leisten müssen. Aber sie muß sie leisten, sie muß sich dazu drängen, sie muß darnach fragen, sie darf nicht ruhen, bis sie den Weg zu ihrer Sühne gefunden hat.

Worin liegt unsere Sühne? Bevor wir einen Hinweis auf die mögliche Antwort geben, wollen wir noch einmal uns das vor Augen stellen, was uns zu vollem Wachsein aufrütteln kann, denn nur in solchem Wachsein kann der Mensch mit dem Schauen neuer Wege begnadigt werden. — Es gibt sicher niemanden unter uns, dem nicht immer wieder — vielleicht in Stunden der Nacht — das vor die Seele tritt, was dort unten, zwischen jenen beiden Frontlinien, die sich von schweizerischen bis zur luxemburgischen Grenze hinziehen, irgend einmal geschehen kann: ein Versuch des Durchbruchs durch diese mit dem mechanisierten und automatisierten Mord ausgerüsteten Linien. Was das bedeuten würde, wissen wir: den Tod von Hunderttausenden.

Und unsere Seele müßte nun dem Gedanken standhalten, daß sie um unserer Schuld willen sterben. Was können wir da noch weiter sagen?

Aber geht nicht noch ein anderer Gedanke um unter uns? Wir haben ihn schon von Vielen bedrückten Herzens äußern hören: Sie sterben auch *für* uns, die, welche sich dem Prinzip der Gewalt entgegenwerfen und für die Herrschaft des Rechtes, des einzigen Hortes der kleinen Völker, stehen; sie retten uns vor Sklaverei und Unmenschlichkeit. Wir lassen uns von ihnen retten, wir lassen sie *für* uns sterben. Wir haben vielleicht damit in fast plumper Weise etwas ausgesprochen, was man sich kaum zu denken getraut. Die Menschen sprechen nicht darüber, aber nicht, weil es sie nicht beschäftigt, sondern weil es sie tiefer bewegt, als daß sie leichthin darüber reden könnten. Sie lesen in diesem Krieg die Frontberichte anders, als sie sie früher lasen. Es ist nicht einfach das Interesse an der Entwicklung der Ereignisse, es ist auch nicht bloß irgendwelche Sympathie oder Abneigung, nein, im tiefsten Grunde zittert in ihnen das Bewußtsein: es ist *unsere* Sache, die da entschieden wird.

Wenn wir auch wissen, daß es ein Schweigen der Ehrfurcht gibt, so glauben wir doch, daß es jetzt gebrochen werden muß, damit diese Wahrheit auf das Piedestal gestellt wird, auf das sie gehört. Damit keine Selbsttäuschung mehr möglich sei, damit jene Lüge sich nicht erhebe, zu der des Menschen Stolz so gern greift: *Wir* sind es gewesen, wir haben uns selbst geholfen, mit *unserer* Kraft, mit unserer Bereitschaft. Nein, wenn wir es haben annehmen müssen, was die andern für uns taten, müssen wir auch demütig genug sein, zuzugeben, daß wir es angenommen haben. Eines wollen wir nicht, es einfach in brutalem Egoismus akzeptieren. Wir wollen der Dankbarkeit unsere

Herzen öffnen und jede Verpflichtung, die sie in sich schließt, auf uns nehmen. Es ist keine Schmach, Hilfe empfangen zu müssen, aber es ist eine Schmach, des Dankes zu vergessen. Diese Welt ist auf dem Gesetz des Nehmens und Gebens aufgebaut. Nur derjenige, der es sich ehrlich klar macht, wenn er ein Empfangender ist, wird nicht versagen, wenn die Stunde kommt, in der er zum Geben aufgerufen wird. In jenem „für uns“ offenbart sich das große Gesetz der Solidarität, an dessen endlichem Begreifen das Heil der Völker hängt. Je klarer es uns vor die Seele tritt, daß wir der Solidarität unsere Existenz als Volk verdanken, um so eher werden wir dazu kommen, sie zum bewußten Grundsatz unseres politischen Handelns zu machen.

Kann es, wenn wir jenes „für uns“ begriffen haben, anders sein, als daß mächtig der Wille in uns aufsteht, der Dankbarkeit Ausdruck zu geben für die äußersten Opfer, die jene auf sich genommen haben, so daß wir zu fragen beginnen: Was sollen wir tun? Wiederum, in neuem Zusammenhang und Sinn, steht die Frage nach der Sühne vor uns. Was sollen wir tun? Das erste ist: Ehrfurcht haben vor den Leiden derer, die auch für *uns* litten. Diese Ehrfurcht wird sich darin zeigen, daß wir in bezug auf *unsere* Leistungen demütiger werden und von *unseren* Leiden kein Aufhebens mehr machen vor jenen, welche *alles* gelitten haben. Mir geht seit Wochen ein Refrain nach aus der Rezitation einer Schauspielerin:

Tu du nun einfach deine Pflicht,
die andern sind gestorben — und du nicht.

Aber was sollen wir weiter tun? Jene Ehrfurcht ist ja noch gar kein Tun, welches sind denn die eigentlichen Taten, die von uns gefordert sind? Es drängt sich uns eine Antwort auf, die leider nicht nur schlicht, sondern auch trivial klingt: wir müssen für den Frieden arbeiten. Vom Kriege verschont bleiben, das kann keinen anderen Sinn haben, als aufgerufen sein, sich für den Frieden einzusetzen. Unser verschontes Land soll eine Stätte des Friedenskampfes und der Friedensleidenschaft sein. Wer darin nichts Großes, jedem andern Einsatz Ebenbürtiges, zu sehen vermag, der hat noch nicht begriffen, daß Friede nicht weniger bedeutet als eine auf ganz neuen Grundlagen aufgebaute und auf neue Ziele gerichtete Welt.

Hier liegt unsere Berufung. Das ist es, was wir tun sollen. Aus unseren so unbegrifflichen Bewahrungen im Kriegsgeschehen haben wir die Berufung herauszuhören. Wir dürfen diese Bewahrungen weder als Zufall, noch als Lohn für etwas, das wir bereits geleistet haben, sondern lediglich als Aufgabe, als ein Aufgespartsein für ein Werk betrachten. Nur der Glaube an diese Berufung kann es uns vielleicht erträglich machen, daß wir andere für uns kämpfen und sterben lassen. Die Erklärung für unser Verschont-bleiben liegt nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft, nicht in dem, was wir

waren und taten, sondern in dem, was wir sein werden und tun sollen. Nicht weil wir ein besonders „friedliches“ Volk mit einer „traditionellen Friedenspolitik“ waren, sind wir bewahrt worden, — müssen wir doch zufrieden sein, wenn man uns nicht einer gegenteiligen Haltung und Gesinnung beschuldigt! — sondern weil es noch irgendwo eine Friedensinsel geben soll. Wir werden nicht um unserer selbst willen gerettet, — gerettet durch die erschütternden Opfer anderer — damit wir für uns ein egoistisches und enges Leben führen auf unserer Friedensinsel. Auch nicht nur dazu ist diese Friedensinsel da, damit sich einige auf sie retten können, die das Glück haben, sich ihrem Strande zu nähern — obschon wir auch diese Rettungsaufgabe mit großzügiger Bereitschaft und leidenschaftlichem Erbarmen an die Hand nehmen sollen — sondern vor allem dazu, daß von ihr aus der Kampf für den Frieden vorstoßen kann.

Damit das möglich sei, muß aber unter uns selbst ein entschlossener Wandel der Gesinnung anheben. Wir müssen verstehen lernen, was Friede ist. Friede ist nicht einfach das Ruhen der Waffen. Friede ist eine neu gestaltete Welt, nicht weniger als dies. Er ist eine auf der Anerkennung der unbedingten und unbegrenzten Herrschaft des Rechtes beruhende Ordnung und Verfassung, durch welche die Gewalt geächtet und zum Verbrechen gestempelt wird. Friede ist das Erfüllt- und Durchdrungensein jedes Einzelnen von dieser Rechtsgesinnung, woraus mit Selbstverständlichkeit auch eine andere Stellung zur Waffe sich ergibt. Diese wird nur noch als Instrument des Rechtes in Frage kommen und nur angewendet werden müssen gegenüber denjenigen, welche sich verbrecherischer Weise der geistigen Autorität des Rechtes nicht beugen. Darum wird die Rüstung, die jetzt den Wohlstand der Völker verzehrt, auf geringste Dimensionen zusammenschrumpfen.

Friede bedeutet guten Willen gegenüber allen Völkern, freudiges Aufgeschlossenheit für ihre Individualität, Ueberwindung aller Borniertheit und nationalen Selbstgefälligkeit, alles Götzendienstes am eigenen Blut und an der heimatlichen Erde. Friede bedeutet die Zusammenfassung der Kräfte aller Völker zur Ueberwindung der Not und des Elendes auf der ganzen Erde, brüderliche Zuwendung zu den bisher von den materiellen und geistigen Gütern ausgeschlossenen Klassen und Rassen. Friede bedeutet den endlichen Sieg des Brüdergedankens und des Glaubens an den einen Gott und Vater aller Menschen.

Wir sind mit unseren Gedanken in die Zukunft geeilt, aber wir würden uns in Schwärmerei verlieren, wenn wir nicht sofort in die Gegenwart zurückkehrten und nach den ersten Schritten fragten, die es zu tun gilt. Gerade das, was wir über die kommende Friedensordnung sagten, erinnert uns an die besonders schwere Schuld, deren Wiedergutmachung das erste und dringendste ist: die Zerstörung des *Völkerbundes*, an der die Schweiz so stark und aktiv beteiligt war, zuerst an seiner inneren Lähmung durch ihre Skepsis, durch die Stumpfheit,

mit der sie das Kriegserlebnis — und das Erlebnis ihrer Verführung! — verdämmern ließ, durch ihre Satttheit, die in ihr keinerlei Sehnsucht nach einer besseren Ordnung der Welt aufkommen ließ, durch ihre völlige Unfähigkeit, den Gedanken der Solidarität zu begreifen und dafür Opfer zu bringen, durch ihre wahn sinnige Ueberheblichkeit, in der sie meinte, sich selber helfen zu können, durch ihre Liebedienerei gegenüber jenen Mächtigen, welche das Ideal der solidarischen Völkergemeinschaft aus durchsichtigen Gründen haßten und verhöhnten. Mit welcher Ahnungslosigkeit hat die Schweiz mitgehöhnt! Und nun hören wir ein anderes Hohngelächter, das Gelächter der Hölle, die uns zuruft: Ihr habt die Solidarität verneint und habt damit den Krieg bejaht; ihr habt die internationale Rechtsordnung bespöttelt, nun wird eure Kleinheit und Ohnmacht zum Spott der gewalttätigen Kolosse.

Wir dürfen uns über die äußerlich gefahrvolle und innerlich unerträgliche Lage, in die wir durch unsere, „Neutralität“ genannte, Isolierung hineingeraten sind, nicht täuschen. Der Zusammenbruch des Völkerbundes ist eine Katastrophe ohnegleichen auch für uns. Wenn die Gewalt über uns kommt, können wir *nur* durch das Entstehen anderer Völker gerettet werden. Unsere Armee kann wohl kämpfen, und es liegt uns fern, ihr den Respekt zu versagen. Aber über ihre Möglichkeiten einem zwanzigfach überlegenen Gegner gegenüber dürfen wir uns keine Illusionen machen. Die Auferstehung unserer Freiheit wird schließlich nur erfolgen durch die Solidarität, die uns die andern halten. Vielleicht aber bleiben wir bewahrt. Um unserer klugen Neutralität willen? Nein! Auch das nur deshalb, weil andere die Gewalten niederringen, die — wenn ihr Kalkül es ihnen vorteilhaft erscheinen ließe — uns unterjochen würden, wie sie andere unterjocht haben.

Die Wahrheit, daß das Leben der Völker auf dem Grundsatz der *Solidarität* aufgebaut werden muß, bricht durch. Es bleibt nur noch die Wahl zwischen Solidarität und Chaos. Im Chaos haben nur die Starken Aussicht, sich zu behaupten — und auch sie nur, bis der Stärkere kommt —, im solidarischen Bund der Völker aber ist allen, auch den kleinen Völkern, die Lebens- und Entfaltungsmöglichkeit garantiert. Der solidarische Bund hebt die jeder wirklichen Kultur hohnsprechende Wertunterscheidung zwischen „großen“ und „kleinen“, „starken“ und „schwachen“ Völkern überhaupt auf und macht damit der Herrschaft der Quantität und Brutalität ein Ende.

Die Zeit ist überreif, daß die veralteten Staatsmaximen der Souveränität und Neutralität fallen. Neutralität war einmal ein Ideal, und das Beste daran war, wenn das Sichfernhalten des Kleinen von den Händeln der Großen nicht bloß begreiflicher Klugheit, sondern einer pazifistischen Gesinnung entstammte, dem Abscheu gegen den Krieg und der Einsicht, daß es auch ohne Krieg gehe. Heute bedeutet

Neutralität leider nicht mehr bloß ein Sichfernhalten vom Krieg, sondern auch ein Sichfernhalten von der Aufrichtung einer neuen, auf dem Recht beruhenden und damit den Frieden schaffenden Ordnung. Der Neutralitätsidee fehlt das Vorwärtsdrängende und Schöpferische. Sie enthält das rückfchrittliche, unzeitgemäße, das Gebot der Stunde und den Willen Gottes verkennende Element der Defolidarisierung. Aber tritt da nicht noch einmal in gefährlich konkreter Weise die Frage an uns heran: Was sollen wir denn heute tun? Sollen wir, ein kleines Volk, unser Schickfal mit dem irgendwelcher anderer Völker verknüpfen, die Folgen ihrer Politik, bei deren Führung sie uns nicht zu Rate gezogen haben, auch auf uns nehmen? Die Zerstörung des Völkerbundes hat uns in diese Lage gebracht, daß es scheint, als gäbe es nur die Wahl zwischen dem Mitmachen an der mehr oder weniger gerechten Sache anderer und dem unsolidarischen Alleinstehen. Nein, es gibt noch dieses Dritte, das allen Völkern mit gutem Willen Zugewendete: die Bejahung des Rechtes und der Solidarität. Dazu sich mit Wort und Tat zu bekennen und dafür jeden Einsatz zu wagen, das ist unsere neue Pflicht und — unsere Rettung. *Paul Trautvetter.*

Das Programm des Friedens.¹⁾

Der schweizerische Zweig der Weltaktion für den Frieden ist durch die Empfindung tief bewegt, daß rasch, mitten in die dämonische Spannung vor dem letzten Ausbruch der aufgebotenen Riesenmächte des Verderbens hinein, das bannende und rettende Wort des Friedens gesprochen werden und über die blutigen Banner des Krieges sich die weiße Fahne des Rechtes und der Menschlichkeit erheben müsse. Wir glauben, daß schon jetzt in großen Lettern ein *Programm des Friedens* vor den Völkern aufleuchten sollte, das wenn möglich jenen letzten Ausbruch verhindern oder, wenn das nicht gelingen sollte, seine Schrecken abkürzen und damit seine Verwüstungen vermindern, auf alle Fälle aber den Völkern ein Licht in der Finsternis sein und die Seelen vor Verzweiflung bewahren könnte.

Folgendes muß, scheint uns, in den Hauptzügen das Programm des Friedens sein, den die Welt braucht. Die Gedanken vieler bewegen sich ihm zu; es sollte die Fahne des ganzen Friedenskampfes werden.

Erstens: Es darf *kein falscher Friede* sein. Wir wissen jetzt alle aus anschaulicher Erfahrung, daß ein solcher nur der Vater neuer, noch schlimmerer Kriege wäre. „Wehe denen, die Friede! rufen, wo doch

¹⁾ Dieser im Auftrag des schweizerischen Zweiges der Weltaktion für den Frieden (RUP) verfaßten und herausgegebenen Erklärung zum Programm des Friedens wird sobald als möglich ein ausgearbeitetes Programm selbst folgen, das genauer auf die einzelnen Punkte eingehen und zu deren Problemen Stellung nehmen wird.